

ENGLISCHER GEIST, ENGLISCHER CHARAKTER. Eindrücke und Beobachtungen aus viktorianischer Zeit. Von Karl Hillebrand. Herausgegeben von Julius Heyderhoff. 80 (123 S.) Düsseldorf 1946, Verlag L. Schwann. Kart. M 3.60.

Karl Hillebrand, der heute kaum noch dem Namen nach bekannte Zeitgenosse von Treitschke und Gregorovius und bedeutende Essayist, war einer der Deutschen, die sich inmitten des Nationalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts europäisches Augenmaß bewahrten; zudem konnte er aus reicher und lebendiger Kenntnis fremder Länder heraus — er hat Jahre seines Lebens in England, Frankreich und Italien verbracht — über diese Wesentliches aussagen. Es ist daher verdienstlich, wenn in dem vorliegenden Bändchen eine Auswahl seiner essayistischen Arbeiten über das viktorianische England geboten wird: Arbeiten, die stilistisch kleine Kunstwerke darstellen, inhaltlich gesehen manchen bleibenden englischen Wesenszug festhalten und manche heute noch weiterlaufende Entwicklung aufzeigen, so daß sie gewiß gerade in unseren Tagen von Interesse sind.

Bei all diesen Vorzügen Hillebrands wird man sich freilich auch über seine Grenzen klar sein müssen: Um mit dem Herausgeber zu sprechen, war „die Humanitätsreligion“ der Klassiker seine „Herzheimat“, und diese Heimat hat bei aller Weltoffenheit auch ihre Engen und Einseitigkeiten, die insbesondere im Bereich der wirklichen Religion zu Tage traten. Hillebrand war ein Anbeter der „Bildung“ mit allem, was dieses Wort im Goetheschen Sinne bedeutete, und diesem höchsten Werte wurde auch das Religiöse untergeordnet: So ist ihm der Katholizismus „der Feind aller freien Bildung“ (S. 58), die Entwicklung, die zum Vatikanischen Konzil führte, scheint ihm gar im „verhängnisvollsten Abgrunde der Absurdität und der Verblendung“ zu enden (S. 35); aber auch die religiöse Wiederbelebung im England des 18. Jahrhunderts, die so entscheidende und wohlthätige Rückwirkungen auf die spätere soziale Entwicklung des Landes wie auf seine weltpolitische Haltung, insbesondere seine Einstellung zu den andersfarbigen Rassen, gehabt hat — auch diese Wiederbelebung wird negativ be-

wertet, da hier „das engste religiöse Interesse“ gegen „die freie Bildung des Jahrhunderts“ reagiert habe (S. 114).

In solchen Urteilen erweist sich Hillebrand als Kind seiner Zeit, als Kind eines Kulturprotestantismus, wie er inzwischen — darüber dürfte im katholischen wie im protestantischen Lager Einigkeit bestehen — mit allen Ehren zu Grabe getragen wurde. Es wäre Sache des Herausgebers gewesen, auf diese Zeitbedingtheit hinzuweisen; statt dessen muß es ein wenig wundernehmen, wenn Hillebrand „dem geistigen Deutschland“ als „ein Führer zu innerer Umkehr und geistiger Erneuerung“ angepriesen wird. Eine solche Umkehr muß denn doch aus einer anderen Mitte heraus erfolgen, als diejenige ist, aus der dieser begabte Sohn seines Jahrhunderts gelebt hat.

O. M. Nostitz

COMMON SENSE ODER GESUNDER MENSCHENVERSTAND UND SEIN AUSDRUCK BEI JUSTUS MÖSER. Von Wilhelm Spael. (93 S.) Essen 1947, Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt. Geh. M 4.—

Der Verfasser will mit seiner Studie in erster Linie einen Beitrag zur jungen Wissenschaft der Publizistik geben. Nach einem instruktiven Überblick über die Gestaltung der öffentlichen Meinung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und die geistigen Strömungen jener Zeit wird daher der bedeutende westfälische Staatsmann und Schriftsteller als das „Urbild“ eines Publizisten vorgeführt und zugleich der gesunde Menschenverstand in seiner Spielart des praktischen Gemeinsinns — des „Common Sense“ — als Kernpunkt seines Denkens herausgearbeitet. Im Zusammenhang hiermit kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß dem „Common Sense“ eine entscheidende Funktion für das Gebiet der Publizistik zukomme. Damit soll offenbar auch unserer Gegenwart die Richtung gewiesen werden, denn der Verfasser bemerkt im Vorwort ausdrücklich, „Besinnung auf den Common Sense“ sei dringend notwendig, nachdem zwölf Jahre die „vulkanische Dämonie“ von „Weltanschauung“ und „Ideologie“ dargetan hätten.

Gerade die Untersuchung des Verfassers zeigt nun aber recht deutlich, welche Grenzen dem auf sich selbst gestellten „Common Sense“ gezogen sind. Dieser erweist sich an

dem typischen Beispiel Mörsers als eine Geisteshaltung, für die der „Mensch in seiner soziologischen und menschlichen Gebundenheit“ das Maß der Dinge ist (S. 49), die „durchaus im Diesseitigen“ wurzelt (S. 91) und daher auch die Religion nur nach den Maßstäben des „Öffentlichen“ und des „Ökonomischen“ mißt (S. 36 ff.) und als gutes „Hausmittel“ schätzt (S. 87), die in Abwehrstellung zu „allem Problemhaften“ steht und sich hinter ihrer — wie der Verfasser zugibt gleichfalls problematischen und subjektiven — „Gesundheit“ verschanzt (S. 90 f.) —, eine Geisteshaltung schließlich, die leicht auf den Abweg geraten kann, „das Bestehende als Norm anzusehen“ (S. 82) und deren flacher Pragmatismus deutlich in dem Worte Mörsers über Karl den Großen zum Ausdruck kommt: „Ob seine Unternehmungen gerecht oder ungerecht gewesen, ist nach dem Siege eine vergebliche Untersuchung. Glück und Größe überheben ihn einer gemeinen Rechenschaft“ (S. 41).

Soll damit ernstlich unserer Publizistik ein Vorbild gewiesen werden? Die „vulkanische Dämonie“ der Zeit, die noch erheblich lebendig ist, würde sich durch solch einen Rückzug ins Schneckenhaus schwerlich besänftigen lassen. Gewiß bedürfen gerade die „Publizisten“ eines gesunden Wirklichkeitssinns, sie sollen der Zeit den Puls halten und mit ihr in lebendigem Kontakt bleiben. Aber sie würden ihre Aufgabe verkennen und letzten Endes nur zu Instrumenten neuer „Dämonien“ werden, wenn sie sich auf ihren begrenzten „Common Sense“ verlassen sollten, ohne sich von den ewigen Quellen speisen zu lassen und ohne die ewigen Wahrheiten zu Gehör zu bringen. Wir müssen aus einer neuen christlichen Ganzheit heraus leben. Das gilt auch für die Publizistik. In diesem Sinne mag ihr der heilige Thomas von Aquin als Vorbild dienen, der nicht — wie der Verfasser möchte — „aus dem gesunden Menschenverstand eine Weisheit gemacht“ hat (S. 88), sondern dem sein demütiges Horchen auf die offenbarte Weisheit Gottes die gesunden Maße für die konkrete Wirklichkeit schenkte.

O. M. Nostitz

BREVIER EINER LANDSCHAFT. Von Franz Schneller. (214 S.) Freiburg i. Br. 1947, Badischer Verlag. Kart. RM. 5.40.

In dichterisch gehobener Sprache läßt der Verfasser die Schönheiten der Land-

schaft im südlichen Baden aufleuchten. Der Schwarzwald mit seinen gerundeten Höhen, der Bodensee, die Baar, der Oberrhein, das Markgräflerland, Breisgau, Kaiserstuhl und Ortenau tragen ihr eigenes Gepräge, das sich widerspiegelt in den Menschen, die diese Gegend bewohnen. Jedes Tal dort hat sein ihm eigenes Leben.

Die Liebe zum Lande der Alemannen, von der jede Seite des Buches zeugt, führt den Leser zu tiefem Verständnis für die reich gesegnete Gegend. Er erlebt den Frühling, der hier seine Einzugsstraße in deutsche Lande hat, die heißen Tage am Oberrhein, den Herbst, der gleichbedeutend ist mit der Traubenernte in den Rebbergen, und den Märchenwinter im weißen Schwarzwald. Wälder und Berge, Burgen und Bäche, Dörfer und Städte mit ihren Erinnerungen an fast vergessene Zeiten ziehen an seinem Blick vorüber.

Wer das Bild dieser Landschaft zu lesen vermag, dem wird der Charakter des Alemannen nicht mehr fremd bleiben, er wird sich daheim fühlen bei diesen gutwilligen, humorvollen Menschen. Das Buch ist als Frucht zahlreicher Wanderungen in den Jahren 1930—1940 geschrieben. Damals bestand das Wort wohl zu Recht von der guten badischen Küche, bei der es kein Gericht gibt, zu dem die Weinberge nicht auch den stilvollsten Wein böten.

Sinnige Federzeichnungen (von Helmut von Geyer) erhöhen noch den Wert dieses aus echter Heimatliebe geschriebenen Buches.

J. Rheinboldt S. J.

NEUE GRAPHIK. Von Eberhard Brucks. Berlin-Charlottenburg 1946, Horst Boettcher Verlag.

Brucks, ein junger Bühnenbildner und Gestalter von Tanzspielen, legt in dieser Mappe zwölf Graphiken vor. Die Arbeiten überraschen insofern wohlthuend, als sie die heute in der darstellenden Kunst vielfach üblichen retrospektiven Übersteigerungen expressionistischer Art, die heute vielfach unecht und hysterisch anmuten, glücklich vermeiden. Freilich zeigt das unruhig-schreckhaft Verstörte vieler Blätter, das gelegentlich ans Unheimliche streift, wie sehr der Künstler der Zeit verhaftet ist, und beim Vergleich etwa mit den beseelten Graphiken der Romantik (z. B. Schwinds Bildnissen seiner Gattin und seiner Kinder) kommt einem schmerzhaft zum Bewußtsein, wie weit doch in der Gegenwart die Innerlichkeit und Wärme des Herzens verloren gegangen ist. An ihre Stelle tritt hier eine eigentümliche Leere